

Verbundkatalog Kalliope

Eine Nacht in London.

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Eine Nacht in London

(Erika Mann ist vorige Woche aus London zurückgekommen, wo sie wichtige Besprechungen zur Rettung von Flüchtlingen aus Deutschland und den besetzten Ländern hatte. Sie hat dem "Aufbau" ihre Erinnerungen an ~~dem~~ ihren europäischen Aufenthalt zur erstmaligen Veröffentlichung in deutscher Sprache überlassen. Im englischen Original erschienen sie in der "Nation".)

Meine Wohnung ist in die Luft geflogen, meine Schreibmaschine ist zerstört und fast alle meine Manuskripte und Notizen sind verbrannt; trotzdem will ich versuchen, eine einfache Darstellung der Nacht zu geben, in der all dies geschehen ist. Bis jetzt machten fast alle meine Freunde dieselben Erfahrungen, ganz zu schweigen vom Londoner Osten, dessen Abenteuer viel ernster gewesen sind.

Ich war nicht zu Hause, als die Decke einbrach und Feuer mein Zimmer in Brand steckte. Unten in unserem Keller passierte nichts Besonderes. Die Fenster waren natürlich in Splitter gegangen und unsere ganzen Verdunkelungsvorrichtungen lagen zertrümmert in der Küche: Bretter, Rolläden, Spiegel und Sand. Niemand war verletzt. Unser Hausherr, ein älterer Engländer von grosser Würde, war der Einzige, der ein wenig erregt war, weil er wissen wollte, ob sein Kanarienvogel im Nebenzimmer noch lebte. Nach ein paar Minuten Verwirrung und Ungewissheit erschienen die Feuerwehrleute und retteten das Haus vor völliger Zerstörung. Trotzdem konnten wir nicht bleiben. Es war noch immer Gefahr, dass es zusammenbrechen würde; ausserdem flogen ständig kleine Schrapnellstücke durch die schwarzen Löcher, die unsere Fenster waren, herein.

Sehen konnten wir in der rauchigen Dunkelheit nichts. Ich ging auf die Strasse. Sie bot das gewohnte Schauspiel eines von explodierenden Granaten zerrissenen Himmels. Der Osten war inrote Flammen gebadet wie von der aufgehenden Sonne. Ich hörte das unheimliche Konzert, an das wir schon so sehr gewohnt waren - das dumpfe Rollen der Flugabwehrgeschütze, das in seiner Dauer fast beruhigend wirkte, das Pfeifen der fallenden Bomben, Einschlag und Widerhall der Explosion kurz danach.

Ein Taxi ist während der Nachtangriffe nicht zu finden. So entschloss ich mich, zu einem Hotel, das zwölf Strassen entfernt war, zu Fuss zu gehen. Das Surren der Bomber über dem Kopf ist beängstigender als irgend etwas anderes - diese Frechheit der tödlichen Schmeissfliegen, gegen die man wehrlos ist. Ist einmal eine Bombe im Niedersausen, kann man Verschiedenes tun: nach dem Geräusch urteilen, wo sie explodieren wird und sinnloser Weise auf die andere Strassenseite springen, oder man wirft sich nieder oder tut was immer ein geheimer Instinkt einem befiehlt.

Aber der Lärm der mörderischen Maschinen in den Wolken droht weiter. Ausserdem macht er einen wütend. Hoch oben über den Wolken verstecken sich Herrn Goerings folgsame Helden. Sie laufen bei diesen nächtlichen Angriffen so gut wie keine Gefahr. Allerdings können sie nicht richtig zielen, denn unsere Abwehr hält sie in beträchtlicher Höhe. Aber wollen sie denn überhaupt zielen? Ihre Absicht ist ja nur allgemeine Zerstörung. London ist gross und irgendetwas wird immer zerstört, wo eine blindlings geworfene Bombe hinfällt.

Ich ging über das Schlachtfeld der Strassen, ungenügend ausgestattet. Zinnhelme schützen zwar gegen Schrapnellsplitter, sind aber augenblicklich nicht käuflich. Das erste Hotel, in dem ich vorsprach, war gerade von Bomben schwer beschädigt worden. Ich ging weiter und bemerkte plötzlich, dass ich seit zwanzig Minuten über Glas gegangen war. Das feine Geräusch von zerbrechendem Glas unter den Füßen ist unangenehm deutlich. Man hört es durch allen sonstigen Tumult durch.

Das zweite Hotel war überfüllt. Zwei holländische Matrosen und eine Frau, anscheinend eine Polin, hatten gerade die letzten Zimmer bekommen. Aber sie zogen es vor, im Treppenhaus zu sitzen und unterhielten sich in einem seltsamen, rauhen Französisch. Sonst war hier nichts geschehen, ausser dass die Bar in Trümmer gegangen war; der Fussboden schwamm in einem vielfarbig schillernden Meer ausgeflossenen Alkohols. Man sagte mir, ich könne im Keller bis zum "Alles frei"-Signal warten. Da dies seit vielen Wochen immer erst beim Morgengrauen zu ertönen pflegte, beschloss ich statt dessen, auf das "Schlacht-

feld" zurückzukehren und einen Weg aus diesem besonders belebten Stadtteil zu suchen.

Auf meinem Weg sprach ich viele Leute - Luftschutzwächter, Feuerwehrleute, Polizisten, Soldaten und heimatlose Wanderer wie ich. Niemand schien nervös oder erschreckt. Der stärkste Ausdruck der Missbilligung, den ich hörte, war: "Frankly, I do not like it." Er kam von einem jungen Beamten, der hinzufügte, dass ihm anfangs das Ganze überhaupt nichts ausgemacht hätte, aber dass er seit vierzehn Tagen kaum Schlaf gehabt habe, was - ihn leicht zu ärgern beginne. Als ich endlich in ein grosses Hotel im Zentrum der Stadt kam, floss Blut an meinem Bein herunter und in meinen Schuhen war zu viel Glas, um bequem gehen zu können.

Es war ein Uhr früh. Im Keller spielte eine Jazzband. Tanzende Paare, die durch Explosionen in der Nähe oft dicht gegeneinander gepresst wurden, schienen bester Laune zu sein. Sie waren froh, dass die lärmende Musik manches von dem Kriegsgetöse draussen verschlang. Einige Zeit blieb ich am Eingang des Tanzsaales stehen und fragte mich: bewundere ich diese gleichgültige Fröhlichkeit, oder hielt ich sie etwa nicht doch für ein wenig zynisch? Ich entschied mich dafür, dass das Ganze zum mindesten eindrucksvoll war.

Hotelgäste, die weder die Gefahr hinwegtanzen noch die Nacht im Keller verbringen wollten, hatten aus irgend einem Aberglauben ihre Matratzen und Bettdecken auf die Korridore gebracht. Es war eine erstaunliche Szene: mehr ein überfülltes Feldlazarett als ein elegantes Hotel. Der totale Krieg bringt die sonderbarsten Begleiterscheinungen hervor: niemals zuvor ist eine Stadt derartig nerventötenden Angriffen ausgesetzt gewesen. Nicht einmal Rotterdam mit seiner sieben Minuten dauernden Verheerung und seinen 20'000 Toten, nicht einmal Warschau oder die Städte des loyalistischen Spanien hatten ein solches Mass erschreckender Gleichmässigkeit des Grauens zu ertragen, wie London, das zehn Stunden jede Nacht bombardiert wird. Ein paar Stunden Schlaf kann man zwar stets gegen Morgengrauen finden,

aber Ruhe und Aufwachen sind die eines Kranken, dem man nach einer fiebrigen Nacht voller Schmerzen und Wahnvorstellungen mildernde Tabletten gegeben hat, um ihn zu beruhigen. Er ist erschöpft, aber glücklich. Doch selbst in seinen freundlicheren Träumen wacht die Ahnung, dass die Ruhe nicht anhalten wird, dass der Kampf gegen den Tod nicht vorüber ist.

Der Kampf hat kaum erst begonnen. Jeder ist sich dessen bewusst, aber niemand - ich glaube wirklich: n i e m a n d - träumt von Kapitulation. Die Rückwirkungen auf die breiten Massen sind mannigfaltig, und, was man "Moral" nennt, drückt sich verschiedenartig aus. Aber weder Hysterie, noch Furcht, noch die leisesten Anzeichen von Panik sind irgendwo zu finden. Ich beobachtete einen Mann, dessen Haus in seiner Abwesenheit von Bomben zerstört worden war. Er stand vor den Ruinen, schüttelte den Kopf und wiederholte in dem Ton eines höchst zivilisierten Mannes, der zum ersten Mal gewahr wird, dass Bestialität unter Menschen existiert: "Aber das ist ja wirklich abscheulich!"

Erika Mann

Meine Nacht in London

(Erika Mann ist vorige Woche aus London zurückgekommen, wo sie wichtige Besprechungen zur Rettung von Flüchtlingen aus Deutschland und den besetzten Ländern hatte. Sie hat dem "Aufbau" ihre Erinnerungen an ~~dem~~ ihren europäischen Aufenthalt zur erstmaligen Veröffentlichung in deutscher Sprache überlassen. Im englischen Original erschienen sie in der "Nation".)

Meine Wohnung ist in die Luft geflogen, meine Schreibmaschine ist zerstört und fast alle meine Manuskripte und Notizen sind verbrannt; trotzdem will ich versuchen, eine einfache Darstellung der Nacht zu geben, in der all dies geschehen ist. Bis jetzt machten fast alle meine Freunde dieselben Erfahrungen, ganz zu schweigen vom Londoner Osten, dessen Abenteuer viel ernster gewesen sind.

Ich war nicht zu Hause, als die Decke einbrach und Feuer mein Zimmer in Brand steckte. Unten in unserem Keller passierte nichts Besonderes. Die Fenster waren natürlich in Splitter gegangen und unsere ganzen Verdunkelungsvorrichtungen lagen zertrümmert in der Küche: Bretter, Rolläden, Spiegel und Sand. Niemand war verletzt. Unser Hausherr, ein älterer Engländer von grosser Würde, war der Einzige, der ein wenig erregt war, weil er wissen wollte, ob sein Kanarienvogel im Nebenzimmer noch lebte. Nach ein paar Minuten Verwirrung und Ungewissheit erschienen die Feuerwehrleute und retteten das Haus vor völliger Zerstörung. Trotzdem konnten wir nicht bleiben. Es war noch immer Gefahr, dass es zusammenbrechen würde; ausserdem flogen ständig kleine Schrapnellstücke durch die schwarzen Löcher, die unsere Fenster waren, herein.

Sehen konnten wir in der rauchigen Dunkelheit nichts. Ich ging auf die Strasse. Sie bot das gewohnte Schauspiel eines von explodierenden Granaten zerrissenen Himmels. Der Osten war in rote Flammen gebadet wie von der aufgehenden Sonne. Ich hörte das unheimliche Konzert, an das wir schon so sehr gewohnt waren - das dumpfe Rollen der Flugabwehrgeschütze, das in seiner Dauer fast beruhigend wirkte, das Pfeifen der fallenden Bomben, Einschlag und Widerhall der Explosion kurz danach.

Ein Taxi ist während der Nachtangriffe nicht zu finden. So entschloss ich mich, zu einem Hotel, das zwölf Strassen entfernt war, zu Fuss zu gehen. Das Surren der Bomber über dem Kopf ist beängstigender als irgend etwas anderes - diese Frechheit der tödlichen Schmeissfliegen, gegen die man wehrlos ist. Ist einmal eine Bombe im Niedersausen, kann man Verschiedenes tun: nach dem Geräusch urteilen, wo sie explodieren wird und sinnloser Weise auf die andere Strassenseite springen, oder man wirft sich nieder oder tut was immer ein geheimer Instinkt einem befiehlt.

Aber der Lärm der mörderischen Maschinen in den Wolken droht weiter. Ausserdem macht er einen wütend. Hoch oben über den Wolken verstecken sich HerrnGoerings folgsame Helden. Sie laufen bei diesen nächtlichen Angriffen so gut wie keine Gefahr. Allerdings können sie nicht richtig zielen, denn unsere Abwehr hält sie in beträchtlicher Höhe. Aber wollen sie denn überhaupt zielen? Ihre Absicht ist ja nur allgemeine Zerstörung. London ist gross und irgendetwas wird immer zerstört, wo eine blindlings geworfene Bombe hinfällt.

Ich ging über das Schlachtfeld der Strassen, ungenügend ausgestattet. Zinnhelme schützen zwar gegen Schrappnellsplitter, sind aber augenblicklich nicht käuflich. Das erste Hotel, in dem ich vorsprach, war gerade von Bomben schwer beschädigt worden. Ich ging weiter und bemerkte plötzlich, dass ich seit zwanzig Minuten über Glas gegangen war. Das feine Geräusch von zerbrechendem Glas unter den Füßen ist unangenehm deutlich. Man hört es durch allen sonstigen Tumult durch.

Das zweite Hotel war überfüllt. Zwei holländische Matrosen und eine Frau, anscheinend eine Polin, hatten gerade die letzten Zimmer bekommen. Aber sie zogen es vor, im Treppenhaus zu sitzen und unterhielten sich in einem seltsamen, rauhen Französisch. Sonst war hier nichts geschehen, ausser dass die Bar in Trümmer gegangen war; der Fussboden schwamm in einem vielfarbig schillernden Meer ausgeflossenen Alkohols. Man sagte mir, ich könne im Keller bis zum "Alles frei"-Signal warten. Da dies seit vielen Wochen immer erst beim Morgengrauen zu ertönen pflegte, beschloss ich statt dessen, auf das "Schlacht-

feld" zurückzukehren und einen Weg aus diesem besonders belebten Stadtteil zu suchen.

Auf meinem Weg sprach ich viele Leute - Luftschutzwächter, Feuerwehrleute, Polizisten, Soldaten und heimatlose Wanderer wie ich. Niemand schien nervös oder erschreckt. Der stärkste Ausdruck der Missbilligung, den ich hörte, war: "Frankly, I do not like it." Er kam von einem jungen Beamten, der hinzufügte, dass ihm anfangs das Ganze überhaupt nichts ausgemacht hätte, aber dass er seit vierzehn Tagen kaum Schlaf gehabt habe, was - ihn leicht zu ärgern beginne. Als ich endlich in ein grosses Hotel im Zentrum der Stadt kam, floss Blut an meinem Bein herunter und in meinen Schuhen war zu viel Glas, um bequem gehen zu können.

Es war ein Uhr früh. Im Keller spielte eine Jazzband. Tanzende Paare, die durch Explosionen in der Nähe oft dicht gegeneinander gepresst wurden, schienen bester Laune zu sein. Sie waren froh, dass die lärmende Musik manches von dem Kriegsgetöse draussen verschlang. Einige Zeit blieb ich am Eingang des Tanzsaales stehen und fragte mich: bewundere ich diese gleichgültige Fröhlichkeit, oder hielt ich sie etwa nicht doch für ein wenig zynisch? Ich entschied mich dafür, dass das Ganze zum mindesten eindrucksvoll war.

Hotelgäste, die weder die Gefahr hinwegtanzen noch die Nacht im Keller verbringen wollten, hatten aus irgend einem Aberglauben ihre Matratzen und Bettdecken auf die Korridore gebracht. Es war eine erstaunliche Szene: mehr ein überfülltes Feldlazarett als ein elegantes Hotel. Der totale Krieg bringt die sonderbarsten Begleiterscheinungen hervor: niemals zuvor ist eine Stadt derartig nerventötenden Angriffen ausgesetzt gewesen. Nicht einmal Rotterdam mit seiner sieben Minuten dauernden Verheerung und seinen 20'000 Toten, nicht einmal Warschau oder die Städte des loyalistischen Spanien hatten ein solches Mass erschreckender Gleichmässigkeit des Grauens zu ertragen, wie London, das zehn Stunden jede Nacht bombardiert wird. Ein paar Stunden Schlaf kann man zwar stets gegen Morgengrauen finden,

aber Ruhe und Aufwachen sind die eines Kranken, dem man nach einer fiebrigen Nacht voller Schmerzen und Wahnvorstellungen mildernde Tabletten gegeben hat, um ihn zu beruhigen. Er ist erschöpft, aber glücklich. Doch selbst in seinen freundlicheren Träumen wacht die Ahnung, dass die Ruhe nicht anhalten wird, dass der Kampf gegen den Tod nicht vorüber ist.

Der Kampf hat kaum erst begonnen. Jeder ist sich dessen bewusst, aber niemand - ich glaube wirklich: n i e m a n d - träumt von Kapitulation. Die Rückwirkungen auf die breiten Massen sind mannigfaltig, und, was man "Moral" nennt, drückt sich verschiedenartig aus. Aber weder Hysterie, noch Furcht, noch die leisesten Anzeichen von Panik sind irgendwo zu finden. Ich beobachtete einen Mann, dessen Haus in seiner Abwesenheit von Bomben zerstört worden war. Er stand vor den Ruinen, schüttelte den Kopf und wiederholte in dem Ton eines höchst zivilisierten Mannes, der zum ersten Mal gewahr wird, dass Bestialität unter Menschen existiert: "Aber das ist ja wirklich abscheulich!"

Erika Mann

Eine Nacht in London

(Erika Mann ist vorige Woche aus London zurückgekommen, wo sie wichtige Besprechungen zur Rettung von Flüchtlingen aus Deutschland und den besetzten Ländern hatte. Sie hat dem "Aufbau" ihre Erinnerungen an ~~am~~ ihren europäischen Aufenthalt zur erstmaligen Veröffentlichung in deutscher Sprache überlassen. Im englischen Original erschienen sie in der "Nation".)

Meine Wohnung ist in die Luft geflogen, meine Schreibmaschine ist zerstört und fast alle meine Manuskripte und Notizen sind verbrannt; trotzdem will ich versuchen, eine einfache Darstellung der Nacht zu geben, in der all dies geschehen ist. Bis jetzt machten fast alle meine Freunde dieselben Erfahrungen, ganz zu schweigen vom Londoner Osten, dessen Abenteuer viel ernster gewesen sind.

Ich war nicht zu Hause, als die Decke einbrach und Feuer mein Zimmer in Brand steckte. Unten in unserem Keller passierte nichts Besonderes. Die Fenster waren natürlich in Splitter gegangen und unsere ganzen Verdunkelungsvorrichtungen lagen zertrümmert in der Küche: Bretter, Rolläden, Spiegel und Sand. Niemand war verletzt. Unser Hausherr, ein älterer Engländer von grosser Würde, war der Einzige, der ein wenig erregt war, weil er wissen wollte, ob sein Kanarienvogel im Nebenzimmer noch lebte. Nach ein paar Minuten Verwirrung und Ungewissheit erschienen die Feuerwehrlaute und retteten das Haus vor völliger Zerstörung. Trotzdem konnten wir nicht bleiben. Es war noch immer Gefahr, dass es zusammenbrechen würde; ausserdem flogen ständig kleine Schrappnellstücke durch die schwarzen Löcher, die unsere Fenster waren, herein.

Sehen konnten wir in der rauchigen Dunkelheit nichts. Ich ging auf die Strasse. Sie bot das gewohnte Schauspiel eines von explodierenden Granaten zerrissenen Himmels. Der Osten war inrote Flammen gebadet wie von der aufgehenden Sonne. Ich hörte das unheimliche Konzert, an das wir schon so sehr gewohnt waren - das dumpfe Rollen der Flugabwehrgeschütze, das in seiner Dauer fast beruhigend wirkte, das Pfeifen der fallenden Bomben, Einschlag und Widerhall der Explosion kurz danach.

Ein Taxi ist während der Nachtangriffe nicht zu finden. So entschloss ich mich, zu einem Hotel, das zwölf Strassen entfernt war, zu Fuss zu gehen. Das Surren der Bomber über dem Kopf ist beängstigender als irgend etwas anderes - diese Frechheit der tödlichen Schmeissfliegen, gegen die man wehrlos ist. Ist einmal eine Bombe im Niedersausen, kann man Verschiedenes tun: nach dem Geräusch urteilen, wo sie explodieren wird und sinnloser Weise auf die andere Strassenseite springen, oder man wirft sich nieder oder tut was immer ein geheimer Instinkt einem befiehlt.

Aber der Lärm der mörderischen Maschinen in den Wolken droht weiter. Ausserdem macht er einen wütend. Hoch oben über den Wolken verstecken sich Herrn Goerings folgsame Helden. Sie laufen bei diesen nächtlichen Angriffen so gut wie keine Gefahr. Allerdings können sie nicht richtig zielen, denn unsere Abwehr hält sie in beträchtlicher Höhe. Aber wollen sie denn überhaupt zielen? Ihre Absicht ist ja nur allgemeine Zerstörung. London ist gross und irgendetwas wird immer zerstört, wo eine blindlings geworfene Bombe hinfällt.

Ich ging über das Schlachtfeld der Strassen, ungenügend ausgestattet. Zinnhelme schützen zwar gegen Schrapnellsplitter, sind aber augenblicklich nicht käuflich. Das erste Hotel, in dem ich vorsprach, war gerade von Bomben schwer beschädigt worden. Ich ging weiter und bemerkte plötzlich, dass ich seit zwanzig Minuten über Glas gegangen war. Das feine Geräusch von zerbrechendem Glas unter den Füßen ist unangenehm deutlich. Man hört es durch allen sonstigen Tumult durch.

Das zweite Hotel war überfüllt. Zwei holländische Matrosen und eine Frau, anscheinend eine Polin, hatten gerade die letzten Zimmer bekommen. Aber sie zogen es vor, im Treppenhaus zu sitzen und unterhielten sich in einem seltsamen, rauhen Französisch. Sonst war hier nichts geschehen, ausser dass die Bar in Trümmer gegangen war; der Fussboden schwamm in einem vielfarbig schillernden Meer ausgeflossenen Alkohols. Man sagte mir, ich könne im Keller bis zum "Alles frei"-Signal warten. Da dies seit vielen Wochen immer erst beim Morgengrauen zu ertönen pflegte, beschloss ich statt dessen auf das "Schlacht-

feld" zurückzukehren und einen Weg aus diesem besonders belebten Stadtteil zu suchen.

Auf meinem Weg sprach ich viele Leute - Luftschutzwächter, Feuerwehrleute, Polizisten, Soldaten und heimatlose Wanderer wie ich. Niemand schien nervös oder erschreckt. Der stärkste Ausdruck der Missbilligung, den ich hörte, war: "Frankly, I do not like it." Er kam von einem jungen Beamten, der hinzufügte, dass ihm anfangs das Ganze überhaupt nichts ausgemacht hätte, aber dass er seit vierzehn Tagen kaum Schlaf gehabt habe, was - ihn leicht zu ärgern beginne. Als ich endlich in ein grosses Hotel im Zentrum der Stadt kam, floss Blut an meinem Bein herunter und in meinen Schuhen war zu viel Glas, um bequem gehen zu können.

Es war ein Uhr früh. Im Keller spielte eine Jazzband. Tanzen-
de Paare, die durch Explosionen in der Nähe oft dicht gegen-
einander gepresst wurden, schienen bester Laune zu sein. Sie
waren froh, dass die lärmende Musik manches von dem Kriegsgetöse
draussen verschlang. Einige Zeit blieb ich am Eingang des Tanz-
saales stehen und fragte mich: bewundere ich diese gleich-
gültige Fröhlichkeit, oder hielt ich sie etwa nicht doch für
ein wenig zynisch? Ich entschied mich dafür, dass das Ganze
zum mindesten eindrucksvoll war.

Hotelgäste, die weder die Gefahr hinhwegtanzen noch die Nacht
im Keller verbringen wollten, hatten aus irgend einem Aberglau-
ben ihre Matratzen und Bettdecken auf die Korridore gebracht.
Es war eine erstaunliche Szene: mehr ein überfülltes Feld-
lazarett als ein elegantes Hotel. Der totale Krieg bringt die
sonderbarsten Begleiterscheinungen hervor: niemals zuvor ist
eine Stadt derartig nerventötenden Angriffen ausgesetzt gewesen.
Nicht einmal Rotterdam mit seiner sieben Minuten dauernden Ver-
heerung und seinen 20'000 Toten, nicht einmal Warschau oder die
Städte des loyalistischen Spanien hatten ein solches Mass er-
schreckender Gleichmässigkeit des Grauens zu ertragen, wie Lon-
don, das zehn Stunden jede Nacht bombardiert wird. Ein paar
Stunden Schlaf kann man zwar stets gegen Morgengrauen finden,

aber Ruhe und Aufwachen sind die eines Kranken, dem man nach einer fiebrigen Nacht voller Schmerzen und Wahnvorstellungen mildernde Tabletten gegeben hat, um ihn zu beruhigen. Er ist erschöpft, aber glücklich. Doch selbst in seinen freundlicheren Träumen wacht die Ahnung, dass die Ruhe nicht anhalten wird, dass der Kampf gegen den Tod nicht vorüber ist.

Der Kampf hat kaum erst begonnen. Jeder ist sich dessen bewusst, aber niemand - ich glaube wirklich: n i e m a n d - träumt von Kapitulation. Die Rückwirkungen auf die breiten Massen sind mannigfaltig, und, was man "Moral" nennt, drückt sich verschiedenartig aus. Aber weder Hysterie, noch Furcht, noch die leisesten Anzeichen von Panik sind irgendwo zu finden. Ich beobachtete einen Mann, dessen Haus in seiner Abwesenheit von Bomben zerstört worden war. Er stand vor den Ruinen, schüttelte den Kopf und wiederholte in dem Ton eines höchst zivilisierten Mannes, der zum ersten Mal gewahr wird, dass Bestialität unter Menschen existiert: "Aber das ist ja wirklich abscheulich!"

Erika Mann

Friday, November 9, 1940

AUFBAU

Eine Nacht in London

Von ERIKA MANN

Erika Mann ist vorige Woche aus London zurückgekommen, um die wichtigsten Botschaften zur Rettung von Flüchtlingen aus Deutschland und den benachbarten Ländern hatte. Sie hat dem „Aufbau“ ihre Erinnerungen an ihren europäischen Aufenthalt zur erstmaligen Veröffentlichung in deutscher Sprache überlassen. Im englischen Original erschienen sie in der „Nation“.

Meine Wohnung ist in die Luft gelaufen, meine Schreibmaschine zerstört und fast alle meine Musik- und Notizen sind verloren. Trotzdem will ich versuchen, eine einfache Darstellung der Nacht zu geben, in der all dies geschah. Bis jetzt mochten fast alle meine Freunde dieselben Erfahrungen ganz so schweigen vom Londoner Osten, dessen Abenteuer sie vorher gewesen sind.

Ich war nicht zu Hause, als die Bombe einbrach und Feuer mein Zimmer in Brand steckte. Unten in unserem Keller passierte nichts Besonderes. Die Fenster waren natürlich in Splitter gegangen und unsere ganzen Verdunkelungsverrichtungen lagen strahlend in der Küche. Bretter, Rolläden, Spiegel und Sand niemand war verletzt. Unser Hausherr, ein älterer Engländer von grosser Würde, war der Einzige, der ein wenig erschrocken war, weil er wissen wollte, ob sein Kaviarvogel im Nebenzimmer noch lebte. Nach ein paar Minuten Verwirrung und Ungewissheit erschienen die Feuerwehrlöcher und retteten das Haus vor völliger Zerstörung. Trotzdem konnten wir nicht bleiben. Es war noch immer Gefahr, dass es zusammenbrechen würde; ausserdem flogen ständig kleine Schrapnellstücke durch die schwarzen Löcher, die unsere Fenster waren, herein.

Sehen konnten wir in der rauchigen Dunkelheit nichts. Ich ging auf die Strasse. Sie hat das gewohnte Schauspiel eines von explodierenden Granaten verklärten Himmels. Der Osten war in rote Flammen gehüllt wie eine aufstehende Sonne. Ich hörte das unheimliche Konzert, an das wir schon so sehr gewöhnt waren — das dumpfe Rollen der Flugabwehrgeschütze, das in seiner Dauer fast beruhigend wirkte, das Pfäfen der fallenden Bomben, Einschlag und Widerhall der Explosion kurz danach.

Ein Taxi ist während der Nachtangriffe nicht zu finden. So entschloss ich mich, an einem Hotel, das zwölf Stockwerke entfernt war, zu Fuss zu gehen. Das Surren der Bomben über dem Kopf ist beängstigender als irgend etwas anderes. Diese Fröhlichkeit der tödlichen Schmelzfliegen, gegen die man wehrlos ist. Ist einmal eine Bombe in Niedersachsen, kann man versuchen: tun; nach dem Geräusch urteilen, wo sie explodieren wird. Ein sinnloser Weiss auf die Luftschichten zu springen, oder man stellt sich nieder oder tut was

immer ein geheimer Instinkt einem befehlt.

Aber der Lärm der mörderischen Maschinen in den Wolken droht weiter. Ausserdem macht er einen wütend. Hoch oben über den Wolken verstecken sich Herrn Goerings folgename Helden. Sie laufen bei diesen nächtlichen Angriffen so gut wie keine Gefahr. Allerdings können sie nicht richtig zielen, denn unsere Abwehr hält sie in beträchtlicher Höhe. Aber wollen sie denn überhaupt zielen? Ihre Absicht ist ja nur allgemeine Zerstörung. London ist gross und irgend etwas wird immer zerstört, wo eine blindlings geworfene Bombe hinfällt.

Ich ging über das Schlachtfeld der Strassen, ungenügend ausgestattet. Zinnhelme schützen zwar gegen Schrapnellsplitter, sind aber augenblicklich nicht käuflich. Das erste Hotel, in dem ich vorsprach, war gerade von Bomben schwer beschädigt worden. Ich ging weiter und bemerkte plötzlich, dass ich seit zwanzig Minuten über Glas gegangen war. Das feine Geräusch von zerbrochenem Glas unter den Füssen ist unangenehm deutlich. Man hört es durch allen sonstigen Tumult durch.

Das zweite Hotel war überfüllt. Zwei holländische Matrosen und eine Frau, anscheinend eine Polin, hatten gerade die letzten Zimmer bekommen. Aber sie zogen es vor, im Treppenhaus zu sitzen und unterhielten sich in einem seltsamen, rauhen Französisch. Sonst war hier nichts gehoben, ausser dass die Bar in Trümmer gegangen war; der Flaschen schweben in einem verärgert schillenden Meer angesessener Alkohols. Man sagte mir, ich könne im Keller bis zum „Alles frei“-Signal warten. Da dies seit vielen Wochen immer erst beim Morgengrauen zu ertönen pflegte, beschloss ich statt dessen, auf das „Schlachtfeld“ zurückzukehren und einen Weg aus diesem besonders belebten Stadtteil zu suchen.

Auf meinem Weg sprach ich viele Leute — Luftschutzwächter, Feuerwehrlöcher, Polizisten, Soldaten und heimatlose Wanderer wie ich. Niemand schien nervös oder erschreckt. Der stärkste Ausdruck der Misbilligung, den ich hörte, war: „Frankly, I do not like it.“ Er kam von einem jungen Beamten,

der hinzufügte, dass ihm anfangs das Ganze überhaupt nichts ausgemacht hätte, aber dass er seit vierzehn Tagen kaum Schlaf gehabt habe, was — ihn leicht zu ärgern beginne. Als ich endlich in ein grosses Hotel im Zentrum der Stadt kam, floss Blut an meinem Bein herunter und in meinen Schuhen war zu viel Glas, um bequem gehen zu können.

Es war ein Uhr früh. Im Keller spielte eine Jazzband. Tansende Paare, die durch Explosionen in der Nähe oft dicht gegeneinander gepresst wurden, schienen bester Laune zu sein. Sie waren froh, dass die lärmende Musik manches von dem Kriegsgelöse draussen verschlang. Einige Zeit blieb ich am Eingang des Tansaalens stehen und fragte mich: bewundere ich diese gleichgültige Fröhlichkeit, oder hielt ich sie etwa nicht doch für ein wenig zynisch? Ich entschied mich dafür, dass das Ganze zum mindesten eindrucksvoll war.

Hotelgäste, die weder die Gefahr hinwegtanzten noch die Nacht im Keller verbringen wollten, hatten aus irgend einem Aberglauben ihre Matratzen und Bettdecken auf die Korridore gebracht. Es war eine erstaunliche Szene: mehr ein überfülltes Feldlazarett als ein elegantes Hotel. Der totale Krieg bringt die sonderbarsten Begleiterscheinungen hervor: niemals zuvor ist eine Stadt derartig nerventötenden Angriffen ausgesetzt gewesen. Nicht einmal Rotterdam mit seiner sieben Minuten dauernden Verheerung und seinen 20.000 Toten, nicht einmal Warschau oder die Städte des loyalistischen Spanien hatten ein solches Mass erschreckender Gleichmässigkeit des Grauens zu ertragen, wie London, das zehn Stunden jede Nacht bombardiert wird. Ein paar Stunden Schlaf kann man jetzt nicht gegen Morgengrauen finden, aber Ruhe und Aufwachen sind die eines Kranken, dem man nach einer febrilen Nacht voller Schmerzen und Wahnvorstellungen mildernde Tabletten gegeben hat, um ihn zu beruhigen. Er ist erschöpft, aber glücklich. Doch selbst in seinen freundlichen Träumen wacht die Ahnung, dass die Ruhe nicht anhalten wird, dass der Kampf gegen den Tod nicht vorüber ist.

Der Kampf hat kaum erst begonnen. Jeder ist sich dessen bewusst, aber niemand — ich glaube wirklich: niemand — träumt von Kapitulation. Die Rückwirkungen auf die breiten Massen sind mannigfaltig, und, was man „Moral“ nennt, drückt sich verschiedenartig

aus. Aber weder Hysterie, noch Furcht, noch die leisesten Annahmen von Panik sind irgendwo zu finden. Ich beobachtete einen Mann, dessen Haus in seiner Abwesenheit von Bomben zerstört worden war. Er stand vor den Ruinen, schüttelte den Kopf und wiederholte in dem Ton eines höchst zivilisierten Mannes, der zum ersten Mal gewahr wird, dass Bestialität unter Menschen existiert: „Aber das ist ja wirklich abscheulich!“